



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Reck-Malleczewen, Fritz: Reisebriefe. 4. Seefahrt.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Reisebriefe

Von Fritz Red-Malleczewen in Stuttgart

### 4. Seefahrt.

Seit drei Wochen nun hält uns Vater Atlantic in seinen Armen. Und wenn ich von Punta Arenas diesen Brief auf die Heimreise schicke, werden es mehr als fünf gewesen sein.

Was sind euch fünf Wochen? Ihr seid mitten im frohen Auftakt der Saison, lauft zu den ersten Proben, schmiedet die ersten Winterintrigen, freut euch am immer neuen Spiele eines frischen, frohen Flirtes . . . und scheltet die defadente Kultur Alt-Europas. Bitte sehr, für einige Tage bin ich zum Tausch bereit; endloser Himmel, endloses Wasser in endlosen fünf Wochen, das sind drei sehr einfache Elemente, in deren Mitte euch doch vielleicht das Verlangen nach der Kompliziertheit unserer Kultur überkäme.

Auch ich kann es nicht leugnen; es wäre mir lieb, wieder einmal eine Materie um mich zu spüren, die kühler wäre, als dreißig Celsiusgrade.

Ich kann es nicht leugnen, daß mich manchmal in der schwülen Sinnlichkeit dieser Tropennächte die Sehnsucht überkommt nach den brennenden Farben und dem letzten leidenschaftlichen Aufbegehren eurer klaren Frühherbsttage. Ich kann nicht leugnen, daß auch von diesem Schiff Schauer süßbegehrender Sehnsucht hinüberzittern nach dem Lande, das wir hinter uns ließen. Wie von jedem Schiff, das junge Fracht einsame Wege führt.

O nein, tot ist Alt-Europa nicht für mich. Ich bummelte so gerne einmal die Linden entlang und werde gewiß manchmal in Ekuadors höllenheißen Fieberstümpfen an verstaubte Flaschen und unverstaubte Menschen in Lutter und Wegners verräucherten vier Wänden denken.

Aber ich will nicht undankbar sein. Es gibt Weine, die nur unter besonderen Sonnenstrahlen reifen. Und es gibt Dinge, mit denen man nur fern von seinen ausgetretenen Pfaden fertig wird. Und am Ende umgibt mich meine alte Geliebte, die See, mit ihrer ganzen pflegenden Zärtlichkeit. Am frühen Morgen grüßt sie mich und küßt im Bade den tropennachtmatten Körper ein wenig frisch. Ein wenig nur. Gerade soviel, daß man die Energie hat, sich anzuziehen und aufs Achterdeck zu gehen. Denn dort ganz hinten ist

mein Reich. Ein alter, ehrlicher, leinenüberzogener Kasten steht dort, ich glaube, er birgt den Mechanismus des Reserveruders. Zu beiden Seiten ist eine breite Bank. Kommt der Wind von rechts, so ist die linke Bank mein Rauchsalon, die rechte mein Kühlraum. Kommt der Wind von links, so ist es umgekehrt. Auf dem Kasten selbst aber liege ich stundenlang und lasse den sündhaften Leib von der Äquatorsonne durchglühen. Und so ist mein Fell denn braun geworden, wie das eines Brasilianers.

Übrigens bin ich ganz ungestört dahinten. Denn erstens ist ein Achterdeck so ein eigen Ding: es schwankt in wahnsinniger Hauffe und Baiffe, ist bald zehn Meter, bald nur drei Fuß über Wasser in der himmelhohen Dünung. Mitunter grüßt auch der Dampfprißenstrahl einer unverschämten See herauf. Kurz, ein Achterdeck ist kein Aufenthalt für Seefranke. Und dieses peinliche Geschäft besorgen die zwei englischen Ehepaare, die außer mir an Passagieren an Bord sind, schon seit Dover mit unbegreiflicher Standhaftigkeit. Nur manchmal, bei sehr ruhiger See höre ich die eine der Frauen das Gebet einer Jungfrau spielen; ein etwas unzeitgemäßes Beginnen. Aber in das Auf und Nieder meines Achterdeckes magt sich niemand. Außerdem habe ich mein Gebiet mit einer großen deutschen Reichsflagge abgesperrt.

Ach, gönnt uns diese Tropenfaulheit. Ihr wißt nicht, wie zwischen drei- undzwanzig südlicher und dreiundzwanzig Grad nördlicher Breite irgendein in der Luft liegendes Gift die Glieder lähmt. So, daß auch die kleinste Bewegung zur Dual wird. Und so faulenzet denn mit Ausnahme der armen Teufel im Maschinenraum alles. Überall in den Deckstühlen weiße Gestalten: auch Kapitän und Offiziere machen es nicht anders, wenn sie irgend können. Und vorne auf der Back lassen sich die Leute in den Hängematten vom frischen Passat schaukeln. Mit geistiger Arbeit ist es auf dem Äquator ein eigen Ding. Und Dramen in fünffüßigen Jamben, die man hier schreibt, werden nie ihren Geburtsort verleugnen. Was man auch produziert, es trägt alles den Stempel einer stillvergnügten, milden Senilität.

Des Abends weht der frischere Wind uns die Elastizität für eine Schachpartie her. Mit wem? O, mit der „Santa Barbara“, die irgendwo, 150 Kilometer nördlich von uns nach dem La Plata fährt. Wozu ist der Markoniapparat an Bord? Wir spielen Schiff gegen Schiff. Alle Offiziere von drüben (Passagiere haben sie nicht) gegen die unseren und mich. Jeder Zug wird lange beraten, der Kapitän als unser bester Spieler entscheidet. Es sind erbitterte Kämpfe, die oft Tage dauern. Es liegt ein prickelnder Reiz in dem geistigen Konnex mit Leuten, die man nie sah, die dort weit draußen, irgendwo im Dunkeln über Kilometeriefen schweben, wie wir.

Es ist überhaupt ein eigen Ding, die Markonizelle. Der Telegraphist dort oben kann merkwürdige Dinge erfahren, Gespräche belauschen, die kreuz und quer über den Ozean huschen, die Schicksale bedeuten. Und oft warte ich da oben, ob mir ein Gruß zuslattert von euch aus dem Leben, das für lange

Monate versunken ist hinter mir. Ach einmal nur, als der Pit von Teneriff auftauchte hinter Santa Cruz' blaugoldener Bucht, nur das eine Mal knatterten mir die Funken zu, und da wars eine wehe Todesbotschaft . . .

Beschaulichkeit, Freunde! Ach, wir kennen sie in der Hezjagd um den Erfolg nicht mehr, die freundliche Frau, die noch in Urgroßvaters fröhlich-goldenen Empirezimmern umging. Kommt her, ihr Unrastigen, hier auf unseren einsamen Wegen trifft ihr sie noch an. Und für eine Weile stillt sie dieses pulsende Pochen, dieses ewige Begehren, vermischt alle Bilder der Freude und des Schmerzes. Du vergißt dich selbst in diesem Dämmern, bist weit, weit. Bist vielleicht das rote Segel jenes Korallenfischers, bist die letzte verflatterte Schwalbe über den Wogenkämmen. Bist alles, nur du selbst nicht. Und das ist am Ende Balsam uns allen. Allen, nur euch nicht, ihr ewig Trefflichen und Selbstgerechten, die ihr ohne Schuld und ohne Zweifel durch dieses Leben stapft, die nichts Besseres kennt, als euch selbst. Ihr freilich könnt hier nichts gewinnen. Gemach, auch euch schlägt die Stunde, die euch zweifeln lehrt und leiden. Und lernt ihr es wirklich nie, so entbehrt ihr doch ewig die jauchzende Lust, die wir uns mit tausend Schmerzen erkaufen.

Der alte, gutmütige Spötter Fontane ist mir der rechte Freund für diese Stunden. Er, der die Farben nie zu grell mischt, der immer gleich entschuldigt, wo er eigentlich verurteilen müßte, von dem mir neulich jemand sagte, er sei gefährlich, weil er gar zu viel Verständnis hätte. Aber auch das ist wohl ein weites Feld. . . .

Wenn die Sonne gesunken, die Dunkelheit gekommen ist, blitzschnell, wie sie in den Tropen immer kommt, wenn der erste frische, kühle Wind weht, dann erst wirst du wieder du selbst, dann erst erwachst du aus dieser sanften Betäubung. Dann bist du wieder elastisch und frisch und hörst wieder die herben, heischenden Klänge des Lebens, das du liebst. Du stehst vorne auf der Back, läßt dich auf und nieder tragen von dem gewaltigen Rhythmus, in dem dich das Schiff senkt und hebt. Und über die leuchtenden Wogen klingt es wie das Steuermannslied aus dem Tristan.

Dann aber streckst du dich hin, nicht in der Gluthitze deines Zimmers, sondern hier oben auf Deck. Und läßt den Körper umschmeicheln von der frischen Tropennacht bis zum Morgen. Durch Tauwerk oben schwanken die fremden Glutsterne, die auch hier über mehr Sündern scheinen, als über Gerechten. Geradeso, wie die euern, die dort hinten im Nordosten verblichen, versanken. . . .

Und wieder umschlingt es dich wie mit kühlen, weichen Armen, und wieder flüsterts dir heimlich zu: „Stille, törichtes, unruhiges Menschenkind. . . . Still, so . . . , ganz still. . . .“

Tropennacht. . . .

Atlantic, bei St. Paul, Oktober.

## 5. Pumeta, Caballero . . .

In Corral hatte er mich sofort von Bord abgeholt, der deutsche Oberförster, der hier die Wälder irgendeiner chilenischen Hüttenbesitzerin verwaltet. Er war mit der Freudenbotschaft gekommen, zwei Pumas seien zwanzig Meilen nach den Cordilleren zu gespürt worden. Im Augenblick war ich im Reitanzug. Und als die ersten Abendnebel auf die vielverzweigte Bucht zwischen Valdivia und Corral sanken, saßen wir im Sattel.

Steile Hänge erst hinauf, hinab. Die kleinen Patagonierpferde krallen sich fast an den Steinrippen fest, klettern meisterlich, brauchen in diesem Gelände, das einer Reitschule würdig wäre, nur ein Minimum an Reiterarbeit. Steuert man sie eigene Pfade, und machen sie dann Schwierigkeiten, so kann man sicher sein, daß man auf falscher, gefährlicher Fährte war.

Dann weite, weite Ebene, auf deren Grunde nun im Mondschneise silberner Nebel weilt. Immer derselbe Lalt im Knarren des neuen Reitzeuges, im Klappern meines Büchschafteß, der unten im Bügelschuh steckt. Unsere beiden chilenisch-indianischen Mischlinge, die hinter uns reiten, haben ihr halblautes Gespräch eingestellt. Auch wir beide sind verstummt. Ich genieße diese ungeheure Ebene, ich genieße doppelt den Rhythmus unseres kurzen Trabes, diese wohlige Bewegung in der kühlen Nachtluft, diesen jugendlichen Schwung, der den letzten Rest Bordsaulheit aus dem Blute jagt. Zuerst füllt die auf See zu kurz gekommene Phantasie dieses Nebelmeer mit allerlei holden und unholden Gestalten. Dann aber tat der gleichförmige Trab das seine, und ich versank für einige Zeit in eine Letargie, die ich vom Schlaf nicht mehr recht unterscheiden konnte. Die Chilenen wußten ja den Weg . . .

Nun gehts wieder hinauf, mühsam, Schritt für Schritt. Wieder harte Klippen mit spärlichen Zwergkatteen bestanden und scharfbewehrten Dornbüschen, über die der eben eingezogene Frühling mit seiner verschwendenden Kavalierrhand Millionen gelber Wunderblüten streute.

Da taucht es auf: auf steiler Höhe ein zerfallenes Gemäuer, im Dreieck gebaut. Ein längst von allerlei Gestrüpp überwuchertes Graben ringsum. Eine alte Kanone über die ich nach dem Absteigen pflichtschuldigst stolpere. Kurz das ganze Requisit der Ruinenromantik. „Was ist das denn?“ „Oh, eins von den alten spanischen Forts, die hier seit hundert Jahren verfallen.“ So erklärt mein Jagd- und Gastfreund. „Es liegen so viele im Walde, an Stellen, die heute kein Mensch mehr betritt. Die Indianer mußten sie für die Spanier um 1550 bauen. Das Wappen eines der Gouverneure brach ich neulich aus der Mauer, es war ein Marchese da Pescara.“ Seltsam klingt mir hier der Name von Konrad Ferdinand Meyers geliebtem Meisterwerk ins Ohr. „Ich habe hier auch mal graben lassen,“ fährt der Forstmann fort, „ein paar Hellebardenblätter, Pfeilspitzen und Münzen habe ich auch wirklich gefunden. Und fünfzig Schritt von hier ist ein indianisches Gräberfeld aus der Zeit vor

Columbus. Dort finden Sie Mumien in großen Tonbehältern, keinen Fuß unter der Erde. Wenn Sie Lust haben, können wir ja morgen . . .“

Nein ich habe keine Lust. Laßt die Toten lieber . . .

„Übrigens sind in dem alten Fort in der spanischen Revolution zwanzig Royalisten niedergemacht worden.“

Das gibt dem alten Gemäuer nur noch mehr den Nimbus des Sagenhaften.

Wir sind abgessen. Das Feuer schlüßet seine Blutgarben auf unser Reitzzeug, unsere Waffen. Die Chilenen schnarchen, wir haben uns fest in unsere Decken gewickelt. Und tun das, was Ort und Stunde gebieten: wir erzählen uns Gespenstergeschichten. Und schauerlichere weiß auch meine kurische Freundin nicht, die doch in jedem kur- und livländischen Gutshause jeden Spul persönlich kennt.

Das Feuer sinkt. Im Körper klopft noch der Rhythmus des langen Trabes nach. Und wieder wiegt er mich langsam, langsam in Schlaf . . .

Zum Donnerwetter, muß ich hier von Kindergeschrei träumen? Beruhigt doch das kleine Ding! . . . „Pumeta, Caballero, Pumeta!“

„Halt's Maul und laß mich schlafen.“ (Das Fasernmotiv ungefähr.)

„Pumeta, Caballero!“ Eindringlicher mahnt mich der Chilene, der mich weckt. Nun rüttelt mich auch der Oberförster: „Kaus, bitte, da unten schreit das Pumababy und die Alte ist nicht weit.“

Das mit dem Kindergeschrei ist also kein Traum gewesen! Durch die klare Mondnacht hallt der Schrei langgezogen und kläglich, wie der eines jungen, hilflosen Menschleins.

Los! Der Oberförster links, ich rechts. Durchs hohe kackteengespitze Gras, wie Schlangen. Nun find's nicht mehr fünfzig Schritt weit. Der Oberförster stoppt. Still. Ich liege, die Büchse vor mir auf dem linken Ellenbogen, wie es uns das Regiment Großherzog von Sachsen lehrte. Infamer kleiner Kerl, wenn du noch lange so nach deiner Mutter schreist, wird mir das Herz weich und ich hole dir Milch. Merkwürdig übrigens, wie dieses Naturmenschentum verkümmerte Sinne geschärft hat. Ich rieche doch deutlich die Katzenbrut, so deutlich, wie es bei uns nur Hunde können.

Da blinkt es auf vor mir. Eine mattglänzende, silbrige Masse huscht durch das Mondbad. Standvisier, sagt der Infanteristeninstinkt. Das da drüben huscht laut- und wesenlos, wie ein Phantom. Der Stecher knackt ganz leise. Das Büchsenlicht ist zwar miserabel, aber . . . blaff . . . Die Silbermasse huscht nicht mehr, bäumt sich in irrsinnigem Sprunge auf. Das Kindchen schreit weiter. Ich galoppiere über die nasse Wiese.

„Browning mit?“ Das ist der Oberförster. „Nein.“ „Na dann also bitte, ein angeschossener Puma ist kein Backfisch.“ Ach so. Raja. Also erst den Genossen Browning. Und dann wieder hin, im Galopp.

War gar nicht nötig, die Pistole. Das verdammte Halbmantelgeschöß hat den Kopf arg ruiniert. Schadet nichts. Der erste Puma! Die erste große Raçe! „Na also,“ sagt der Oberförster.

Die Chilenen tragen das tote Tier heran. Da schreit es unten wieder. Verflucht! Bitte, nicht diesen Ton! Ich kann dir doch nicht die tote Mutter wieder lebendig machen! Sentimentalität? Ach nein, keine Spur. Aber Respekt vorm Leben. Ich zerstöre doch ungern eins. Weil ich dich selbst so liebe, du herrliches, furchtbares Jagen durch diese Welt. Weil ich selbst, solange ich diesen Leib habe, nichts besseres wünschen kann, als ihn ewig zu verjüngen, immer neu zu schöpfen . . . deshalb tut's mir leid um jedes Leben, das ich ende. Hinterher, meine ich . . .

Der Chilene gleitet in den Busch. Mit dem kleinen, jammernden Kerl kommt er zurück. „Pumeta . . . Pumeta.“ Ganz zärtlich sagt er es. Tierliebe ist sonst nicht die starke Seite dieser Halbindianer. Das süße Käzchen, das noch zu dumm ist, die zarten Krallen zu gebrauchen, wird in ein Tuch verpackt, wo es nicht sieht, was nun mit der toten Mutter geschieht. Am nächsten Tage habe ich es mitgenommen. Vielleicht verträgt es die Reise nach Europa. Junge Pumas sind leicht zu zähmen. Dann läuft es nächstes Jahr mit mir über den Promenadenplatz oder durch den englischen Garten!

Am nächsten Tag? Ja, wir ritten noch ein gutes Stück in die Ebene hinein, den blauen Bergen entgegen. Wer fünf Wochen an Bord eingesperrt war, kann der Bewegung und des Grüns nicht leicht genug bekommen.

Am Abend war ich Gast im Hause meines Jagdfreundes. In einem richtigen Hause, denkt euch! Nicht in einem unbehaglichen, knarrenden Schiffsfalon mit Stühlen, die man nicht rücken kann, mit unausstehlichen Stewards, mit stummen Tafelgenossen. Nein, ein richtiges Zimmer mit aller Behaglichkeit und allem Leben, in das man eigentlich hineingehört. Und bei Tisch saß man wieder einer Dame gegenüber. Einer Dame! Denkt, was das heißt! Ach, ihr wißt es ja nicht! Die sich in Südwest oder in der Mandchurei herumgetrieben haben, kennen es natürlich noch viel mehr: das Gefühl, nach Wochen zum ersten Male wieder in Damengesellschaft zu sein.

Man ist verbauert, verwildert, verschmutzt auf den tausend Streifzügen, weil die Dame fehlt. Ohne die man am Ende zum Aschantineger würde . . .

Wir waren zu viert an jenem Abend. Denn Konsul Grün war auch gekommen. Wer das ist? An Südamerikas Westküste braucht man nicht danach zu fragen, denn sie halt wieder von seinem Ruhm. Konsul Grün ist ein Ritter ohne Furcht und Tadel, sieht mit dem weißen Vollbart und seinen sechs Fuß just so aus, wie ich mir den lieben Gott vorstelle, oder zum mindesten den Oberst Beerentreuz in Gösta Berling. Und Geige spielen kann er auch. Denn alle Kavaliere spielen bekanntlich mindestens ein Instrument . . .

Ja, so langten wir bei der Musik an, an jenem fröhlichen Abend. Der Oberförster liebäugelte mit einem wunderschönen, blitzblanken Horn. Nein, heute muß ich es haben. Ich habe es lange entbehrt. Noten her!

Sieh da: Kammermusik in Südamerika! I. Brahms, op. 40, Trio für Violine, Waldhorn und Klavier! Und über die monbeschiedenen Wälder, die Kakteen, die gelben Dornbüsche, die wilden Hyazinthen, über diesen fremden südlichen Frühling zog schluchzend das deutsche Leid. Adagio mesto. Quasi niente. Der deutsche Meister in exotischem Gewand. Ein Gruß von der Heimat. Von geliebter, unentbehrlicher Kultur!

Dann aber, als wir uns ausgesungen hatten, haben wir gezecht. Bis zum frühen Morgen! Wie Landsknechte!

(Schluß folgt)



## Der heil'ge Hain

Zu Böcklins Gemälde

Ein heil'ger Hain liegt tief in mancher Seele  
 Verborgen. — — Lodernd auf dem Hochaltar  
 Ein Opferfeuer gold'ner Kinderreinheit. — —  
 In weißen Schleiern der Gedanken Schar  
 Naht schweigend, beugt sich betend nieder.  
 Sie weiht sich der Flammen heil'gem Tod.  
 Und aus der glüh'nden Asche der Verbrannten  
 Beim jungen Morgenrot  
 Steigt, durch das Lippentor der ernstest Menschheit,  
 Der Liebe hohes Wort.  
 Es hebt die Welt zu mächt'gem Aufwärtsschwingen,  
 Lebt in der Tat der Selbstveredlung fort!

Berfl von Braunhorst

